DER ARZT
MEINER TOCHTER
Alina Tipp

Alina Jipp

Der Arzt meiner Tochter

Roman

Die geschilderten Personen und Ereignisse sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig. Der Roman enthält Szenen, die reinweg Fantasy sind und nicht niedergeschriebenen Aspekten entsprechen muss.

© 2016 Alina Jipp
Alina Jipp
Am Georg-Stollen 30
37539 Bad Grund

Cover:
Art for you Book ***Sabrina Dahlenburg***

Lektorat, Korrektorat & Buchlayout:
Lektorat Buchstabenpuzzle Bianca Karwatt
www.lektorat-buchstabenpuzzle.de

Kapitel 1

Ich machte gerade eine kurze Pause, als mein Mann mich rief. »Maddie, kannst du mir kurz helfen?« John war meine geliebte bessere Hälfte und seit fünf Jahren mein Ehemann. Schnell verließ ich den aufgeräumten Schreibtisch in meinem ordentlichen Büro, um in sein Chaos zu gehen. Wir waren Ying und Yang, zwei Seiten einer Medaille oder einfach John und Maddie. Auch äußerlich waren wir das komplette Gegenteil voneinander. Während ich klein, zierlich und dunkelhaarig war, hatte er einen leichten Bauchansatz, der bei seiner Größe nur wenig auffiel, sein blondes Haar war kurz und lockig. Die kleinen Pölsterchen störten mich nicht weiter, denn so hatte ich etwas zum Ankuscheln.

»Was kann ich für dich tun, mein Süßer?«, fragte ich ihn, während ich um seinen Schreibtisch herum ging, um ihn zärtlich in den Nacken zu küssen.

»In spätestens 20 Minuten muss ich los zu Black & Black und ich finde die Akte nicht. Hilfst du mir bitte suchen?«, fragte er mich völlig verzweifelt und durchsuchte hektisch den nächsten Stapel Akten auf seinem Tisch. Manchmal fragte ich mich, warum hier mehr Ordner lagen, als wir Kunden hatten. Ein weiterer Stapel machte sich selbstständig und rutschte vom Tisch hinunter, sodass sich die losen Blätter auf dem Boden verteilten. John stöhnte genervt auf und ließ den Kopf hängen. Ich musste grinsen, es war doch immer dasselbe bei ihm.

Schon als wir uns vor sieben Jahren an der Uni in Los Angeles kennenlernten, war er das Chaos in Person. Ich wunderte mich noch heute, dass ich ihn vorher nicht gekannt hatte, obwohl er in unserem letzten Highschool-Jahr nach Aptos gezogen war und wir in einem Jahrgang gewesen waren. Ich hatte ihn zwar einige Male gesehen, mich aber nicht weiter mit ihm beschäftigt. An der Uni

waren wir dann einer Arbeitsgruppe zugeteilt worden und ohne mich, hätte er seine Arbeiten nie rechtzeitig abgeben können. Nicht etwa, weil er den Stoff nicht verstand oder er zu faul war, etwas zu tun, sondern weil er seine Sachen nie wiederfand. Aber ich liebte ihn, so wie er war, und wollte ihn auch gar nicht anders haben.

»Mein lieber Chaos-König, die Unterlagen für B&B hast du mir gestern selbst gegeben, damit sie nicht verloren gehen«, erklärte ich ihm, ging dabei zu seinem fast leeren Aktenschrank und zog die gesuchten Unterlagen aus dem richtigen Fach heraus.

»Hier sind sie. Man kann Aktenschränke nämlich wirklich dafür nutzen, um etwas abzulegen«, erklärte ich ihm lächelnd. Nur gut, dass wir mit unserer eigenen kleinen Werbeagentur selbstständig waren. John war wahnsinnig kreativ und schuf wunderbare Kampagnen, aber ohne mich, würde er sie nie wiederfinden. Als Angestellter würde er wahrscheinlich hoffnungslos versagen. Mein Schatz strahlte über das ganze Gesicht, sodass seine Grübchen zu sehen waren. Oh Mann, wie sehr ich die liebte.

»Machst du jetzt Feierabend?«, fragte er mich.

»Ja«, antwortete ich glücklich, »ich muss gleich Paula abholen. Mom hat noch einen Termin beim Friseur.«

Paula war unsere kleine Tochter, unser Sonnenschein und ein süßer Wirbelwind. Sie hatte die hellblonden Haare ihres Vaters geerbt und im Moment standen diese in kurzen Borsten von ihrem Kopf ab. Sie hatte sich selbst die Haare abgeschnitten und von ihren ehemals süßen Locken, die sie von mir geerbt hatte, nur dass meine nicht blond, sondern dunkelbraun waren, war nichts mehr zu sehen. Zum Glück wuchsen Haare ja schnell nach.

Es war ein Risiko gewesen, so früh ein Kind zu bekommen und gleichzeitig eine eigene Firma aufzubauen, aber wir wollten es so. Unser Traum war es, eine große Familie zu

haben und wir arbeiteten schon seit einigen Monaten daran, dass Paula ein Geschwisterchen bekam. Leider bisher vergeblich.

John griff nach seiner Jacke und machte sich auf den Weg nach Los Angeles. B&B war ein sehr wichtiger Kunde für uns, auch wenn die fünfeinhalb Stunden Autofahrt dorthin eine Herausforderung waren. Er musste wirklich aufpassen, dass er gut durch kam, um pünktlich dort zu sein. Da wir nicht aus Aptos wegziehen wollten, da hier unsere Familien lebten, die uns sehr wichtig waren, war es manchmal schwierig für uns, neue Aufträge zu bekommen. Obwohl sich fast alles über Internet und Telefon regeln ließ, wollten die Kunden meist keine kleine Werbeagentur, wenn diese nicht sozusagen direkt vor der Haustür lag.

Als er weg war, versuchte ich, sein Büro noch etwas aufzuräumen, allerdings schaffte ich das heute nicht komplett. Wie konnte ein einzelner Mensch nur alles so durcheinanderbringen? Ich fand Unterlagen von sechs verschiedenen Kunden und wer weiß, wie viele Ideen für Kampagnen. So gut es ging, sortierte ich alles, aber dann musste ich los, schließlich wollte ich meine Mutter nicht warten lassen. Deshalb schaltete ich nur noch den Anrufbeantworter an, machte alle Lichter aus und stellte die Alarmanlage an, dann lief ich schnell zu meinem Auto, um das kurze Stück zum Haus meiner Mutter zu fahren.

Sie und mein Vater hatten sich scheiden lassen, als ich vier Jahre alt war, jedoch hatten sie zwei Häuser nebeneinander, sodass ich immer guten Kontakt zu beiden halten konnte. Als Kind konnte ich jederzeit selbst entscheiden, ob ich lieber bei Mom oder Dad war. Heute musste ich zugeben, dass ich das manchmal ausgenutzt hatte. Vor allem in meiner Teenagerzeit, da hatte ich jedem der Beiden erzählt, ich sei jeweils beim Anderen und war in Wirklichkeit auf Partys gegangen.

Allerdings hatte ich es nie zu sehr übertrieben und mein damaliger Freund Andrew, bei dem ich zu der Zeit oft war, war noch heute mein bester Freund. Mittlerweile war mein Dad pensioniert, nachdem er einen Arbeitsunfall gehabt hatte. Früher war er Dachdecker gewesen und vor einigen Jahren von einer Leiter gefallen und hatte sich das Knie zertrümmert. Mittlerweile humpelte er zwar kaum noch, aber arbeiten konnte er nicht mehr mit der Verletzung. Damit ihm nicht die Decke auf den Kopf fiel, fuhr er, seit ich die Highschool abgeschlossen hatte, oft monatelang mit seinem Wohnmobil kreuz und quer über den Kontinent.

Meine Mom war Grundschullehrerin und teilte sich mit Johns Mutter, die Hausfrau war, die Betreuung von Paula. Die beiden Omas waren sich einig, dass so ein kleines Kind nicht in fremde Hände gehörte. Und so konnte ich schon kurz nach der Geburt wieder stundenweise ins Büro und meinen Mann davor retten, im Chaos zu versinken. Selbst die vierzehn Tage nach ihrer Geburt hatten schon gereicht, um eine mittlere Katastrophe auszulösen. Eine seiner Ideen fanden wir erst sechs Monate später wieder, da hatte er längst eine neue Kampagne für den Kunden erstellt. Wer kam denn auch auf die Idee, Unterlagen im Tiefkühlfach des Kühlschrankes zu suchen? Ich nicht! Und wir nutzten das Fach auch nur im Hochsommer, wenn wir mal etwas Eis im Büro brauchten. So dauerte es, bis ich diese Unterlagen irgendwann fand. Ich musste immer noch lachen, wenn ich an sein Gesicht dachte, als ich ihm die tiefgefrorenen Unterlagen grinsend unter die Nase hielt.

Auf dem Weg zu meiner Mutter träumte ich mal wieder davon, bald noch ein zweites Baby zu bekommen. Ein kleiner Junge wäre toll, aber über ein Mädchen würde ich mich genauso freuen. Ich träumte von der Zukunft mit zwei Kindern, als mich plötzlich ein Krankenwagen mit Blaulicht überholte. Mich beschlich ein komisches Gefühl, hoffentlich

war bei meinen Lieben alles in Ordnung. ›Mach dich nicht verrückt, Maddie‹, dachte ich noch, als ich in die Straße einbog, in der meine Eltern lebten. Aber jetzt wurde mein schlechtes Gefühl bestätigt, der Krankenwagen stand direkt vor dem Haus meiner Mutter. Mein Herz zog sich schmerzvoll zusammen, hoffentlich ging es meiner Mom gut. Sie war doch erst Anfang sechzig, sportlich und lebte gesund. Vorsichtig parkte ich neben dem Krankenwagen, stieg aus und rannte ins Haus. Wenn ich allerdings geahnt hätte, was mich dort erwartet hatte, wäre ich noch viel schneller gelaufen.

Kapitel 2

Nicht meiner Mutter war etwas passiert, sondern mein kleiner Engel Paula lag auf der Trage der Rettungssanitäter und wurde gerade festgeschnallt, als ich das Wohnzimmer betrat. Entsetzt registrierte ich den Beutel mit Flüssigkeit, den einer der Sanitäter hochhielt und dessen Schlauch in einer Nadel im Arm meines Babys endete. Paula schien bewusstlos zu sein und war leichenblass. Schnell lief ich zu ihr und streichelte ihre Wange. Meine Mutter erklärte den Rettungsassistenten währenddessen, wer ich war. Meine Kleine reagierte nicht und meine Befürchtungen schienen sich zu bestätigen, sie war nicht bei Bewusstsein. Was war nur los? Ich blickte verzweifelnd meine schluchzende Mutter an und hätte am liebsten einfach mitgeweint.

»Mom, was ist passiert?«, fragte ich völlig geschockt und rechnete damit, dass sie etwas von einem Unfall erzählte, doch dem war aber nicht so.

»Ich weiß es nicht«, schluchzte sie, »Paula hatte schon den ganzen Tag über Kopfschmerzen und dann ist sie plötzlich beim Spielen einfach umgefallen und wurde nicht mehr wach. Ich habe sofort den Rettungsdienst angerufen.«

»Was hat sie?«, verzweifelt sah ich den Rettungssanitäter an, aber der zuckte nur mit den Schultern.

»Kann ich so nicht sagen. Wir bringen sie jetzt ins Krankenhaus, dort kann sie genauer untersucht werden. Wir stabilisieren solange ihren Kreislauf. Wollen sie mitfahren?«, fragte er mit ruhiger Stimme. Was für eine Frage? Natürlich wollte ich mit, ich konnte meine Paula doch nicht alleine lassen. Eine Antwort ersparte ich mir und folgte den Sanitätern einfach in den Krankenwagen.

»Ich packe euch ein paar Sachen zusammen und komme dann nach«, rief meine Mutter uns noch hinterher, aber ich hörte ihr gar nicht wirklich zu, da ich nur Augen für Paula

hatte. Sie sah so winzig und zerbrechlich aus, auf dieser großen Trage.

Der eine Sanitäter schwang sich auf den Fahrersitz und der andere deckte meine Kleine noch zu, ehe er sich neben sie setzte. Für mich wurde ebenfalls ein Sitz aufgeklappt. »Schnallen Sie sich bitte an, Mrs. Stone«, forderte er mich auf. Da John und ich schon unsere Werbeagentur »Stone&Stark« führten, als wir geheiratet hatten, hatte ich meinen Mädchennamen behalten und auch Paula trug diesen. Während der Fahrt stellte er mir einige Standardfragen über meine Tochter, die ich, wie ein Roboter, brav beantwortete, ohne groß nachzudenken. Kaum waren wir im Krankenhaus, wurde sie auch schon aus dem Wagen gehoben und schnell in ein Untersuchungszimmer gebracht. Ich lief einfach hinterher. Kurz darauf betrat ein Arzt den Raum und untersuchte meine Kleine wortlos.

»Mrs. Stone?«, sprach er mich dann endlich zum ersten Mal an.

»Warten Sie bitte im Warteraum, wir müssen einige Tests mit Ihrer Tochter machen.« Ich sah ihn entsetzt an.

»Kann ich dabei nicht bei ihr bleiben?«, fragte ich leise, aber er schüttelte den Kopf.

»Wir rufen Sie, sobald wir etwas Neues wissen. Jetzt müssen wir erst einmal heraus finden, was Ihrer Tochter fehlt«, antwortete er, drehte sich um und ging schnell davon. Ich starrte ihm minutenlang hinterher, bis mich eine Krankenschwester aufforderte, nun endlich den Wartebereich aufzusuchen.

Das Wartezimmer war ein trostloser, grau gestrichener Raum mit zwölf gelben Plastikstühlen. Ein abstraktes Bild hing an der Wand neben einem Kaffeeautomaten, ansonsten gab es nur ein kleines weißes Tischchen, auf dem ein paar Zeitschriften lagen. Zum Hinsetzen war ich viel zu aufgewühlt, also lief ich unablässig von der Tür zum Fenster

und wieder zurück. In meinem Kopf kreisten die Gedanken unaufhörlich. Was hatte Paula? Hatten wir irgendetwas übersehen? War sie schon krank gewesen, als ich sie heute Morgen bei meiner Mutter gelassen hatte? Sie hatte wie immer gewirkt, aber vielleicht ging es ihr schon schlecht, als ich gefahren bin und ich hatte es einfach nicht bemerkt.

Ich brauchte zwanzig Schritte, um von einer Seite zur anderen zu gelangen. Also lief ich immer wieder diese zwanzig Schritte zum Fenster, warf einen Blick auf den grauen, verregneten Parkplatz, drehte mich um und lief wieder zurück, um einen Blick durch das Fenster in der Tür, auf den Gang zu werfen. Die Uhr, die dort hing, musste kaputt sein, die Zeiger bewegten sich kaum, egal, wie lange ich auch darauf starrte. Wie konnte die Zeit nur so langsam vergehen?

Ich versuchte mehrmals, John auf dem Handy zu erreichen, während ich auf und ab lief, aber er ging einfach nicht an sein Telefon. Wahrscheinlich hatte er es während der Fahrt auf lautlos gestellt. Beim wer weiß wievielten Blick durch das Fensterchen der Tür, sah ich meine Mutter den Gang entlang kommen. Schnell öffnete ich diese, um ihr entgegenzugehen. Die Warterei machte mich wahnsinnig, aber nun war ich wenigstens nicht mehr alleine.

»Weißt du schon, was sie hat?«, fragte Mom schluchzend und nahm mich in den Arm. Ich klammerte mich an sie und schüttelte traurig den Kopf.

»Sie untersuchen Paula noch, ich durfte nicht bei ihr bleiben«, flüsterte ich verzweifelt.

»Hast du John schon erreicht?«, fragte sie weiter und wieder konnte ich nur den Kopf schütteln.

»Er ist wahrscheinlich noch auf dem Weg oder er ist gerade bei B&B im Meeting. Es wäre unser erster wirklich großer Auftrag in L.A., wenn es klappen würde. Er wird sein Handy ausgeschaltet haben«, seufzte ich.

Warum musste gerade heute dieser Termin sein? Von Los Angeles hierher würde er Stunden brauchen und noch wusste er ja nicht, dass Paula im Krankenhaus war. Zum Glück hatte er meinen Vorschlag über Nacht in L.A. zu bleiben, abgelehnt und wollte gleich nach dem Termin zurückfahren. Ich schluchzte auf, als ich darüber grübelte, was mein Engel nur haben könnte. Meine Mom zog mich einfach in ihren Arm und führte mich zu einem dieser gelben Stühle. Wir setzten uns und ich lehnte meinen Kopf an ihre Schulter. Uns liefen beiden die Tränen über die Gesichter. Warum kam nur niemand und sagte mir, was los war? Ich hatte das Gefühl, schon mehrere Stunden hier zu warten. Als ich allerdings auf mein Handy sah, bemerkte ich, dass erst fünfundvierzig Minuten vergangen waren. Wie lange mussten wir wohl noch warten?

Auch nach zwei weiteren Stunden im Warteraum hatte ich John noch immer nicht erreicht. Nachdem die Krankenschwester an der Rezeption mich zweimal böse angemeckert hatte, traute ich mich auch nicht mehr nachzufragen. Kein Mensch kam, um mir zu sagen, was mit Paula los war.

Zwanzig endlose Minuten später ging endlich die Tür des Warteraumes auf und ein Arzt trat ein.

»Mrs. Stone?«, fragte er.

»Ja. Wie geht es Paula?«, fragte ich aufgeregt. In diesem Moment klingelte mein Handy, doch ohne hinzusehen, drückte ich den Anruf weg und schaltete es aus. Der Arzt räusperte sich.

»Handys sind im Krankenhaus verboten, Mrs. Stone. Aber nun zum Thema. Ich bin Doktor Taylor und habe Ihre Tochter untersucht. Sie ist jetzt wieder bei Bewusstsein, allerdings hat sie große Schmerzen und wir mussten ihr starke Schmerzmittel verabreichen.«

Dr. Tayler blickte mich nun traurig an. Ich ahnte bereits Schlimmes und hielt vorsorglich die Luft an.

»Leider habe ich keine guten Neuigkeiten für Sie, Mrs. Stone. Wir haben gleich einige Untersuchungen gemacht, um eine Kindesmisshandlung auszuschließen, deshalb durften Sie auch nicht dabei sein. Es tut mir leid, aber bei den Symptomen hätte es auch eine Kopfverletzung durch Schütteln sein können. Das konnten wir ausschließen, aber Ihre Tochter hat vielleicht einen Hirntumor. Ob es wirklich einer ist und wenn ja, ob dieser dann gut- oder bösartig ist, können wir ohne weitere Untersuchungen und eine eventuelle Operation nicht feststellen.«

Ich keuchte auf. Mein Baby sollte einen Hirntumor haben? Vielleicht bösartig? Sie ist doch erst drei Jahre alt, fast noch ein Baby. Das durfte einfach nicht sein!

»Mrs. Stone?«, riss der Arzt mich aus meinen Gedanken.

»Ihre Tochter muss so schnell wie möglich weiter untersucht werden. Hier bei uns ist das aber nicht möglich. Ich empfehle Ihnen, Ihre Tochter sofort nach Los Angeles verlegen zu lassen. Besprechen Sie das mit dem Vater und sagen mir oder meinen Kollegen Bescheid. Wenn Sie möchten, dürfen Sie nun zu ihr.« Ob ich möchte? Ich wollte nichts anderes, nur zu meiner Tochter und mich davon überzeugen, dass es ihr gut ging und der Arzt Unrecht hatte. Es durfte einfach nicht wahr sein.

Meine Mutter und ich folgten dem Arzt in das Zimmer, in dem meine Tochter lag. Sie sah so winzig und zerbrechlich aus in diesem riesigen Ungetüm von Bett. An den Seiten waren Gitter angebracht, damit sie nicht herausfallen konnte. Sie war an einen Überwachungsmonitor angeschlossen und hing an einem Tropf. Was war nur passiert? Heute Morgen hatte ich eine süße, gesunde und sehr aufgeweckte kleine Tochter und nun sollte sie vielleicht

todkrank sein? Ich konnte und wollte es nicht glauben. So grausam konnte das Schicksal doch nicht sein.

Ich zog mir einen Stuhl ans Bett und setzte mich neben Paula. Immer wieder streichelte ich ihr zärtlich mit dem Zeigefinger über die Nase und die Wangen. Ich merkte gar nicht, dass meine Mutter auch noch da war und auch nicht, wie die Zeit verging.

»Maddie«, sprach meine Mutter mich irgendwann an, »ich gehe raus und versuche, John zu erreichen.«

Ich nickte nur und schämte mich; an ihn hatte ich gar nicht mehr gedacht, seit ich an Paulas Bett saß. Ich wusste nicht einmal, ob er der Anrufer gewesen war, den ich weggedrückt hatte. Paula war im Moment das Einzige, was noch für mich zählte und ich schwor mir, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um sie zu retten.

Nach einiger Zeit, waren es Minuten oder Stunden, ich konnte es nicht mehr sagen, kam meine Mutter zurück.

»Ich habe John auf die Mailbox gesprochen, er geht immer noch nicht an sein Telefon«, erzählte sie mir. Ich seufzte. Wo war er nur? Mittlerweile war es dunkel geworden, er hätte längst auf dem Heimweg sein müssen. Eine Schwester betrat das Zimmer.

»Die Besuchszeit ist vorbei, wollen Sie über Nacht hierbleiben, Mrs. Stone? Ich lasse Ihnen dann eine Pritsche aufstellen.« Sie sah mich mitleidig an, während sie sprach.

»Natürlich bleibe ich hier!«, sagte ich. Nichts und Niemand hätte mich daran hindern können.

»Schatz, ich gehe dann jetzt. Soll ich dir morgen früh ein paar Sachen bringen?«, fragte meine Mutter liebevoll.

»Danke, Mom, das wäre lieb. Und könntest du weiter versuchen, John zu erreichen?«, erwiderte ich.

»Natürlich, Maddie. Bleib stark, Paula braucht dich!«, sagte sie noch, ehe sie ging.

Ein Pfleger brachte die Pritsche für mich herein und stellte sie ans Fußende von Paulas Bett. Zum Glück hatte meine Mutter mir ein Nachthemd und eine Zahnbürste eingepackt. Nun lag ich auf der Liege und wartete darauf, dass John endlich kam, aber die Einzige, die das Zimmer ab und zu betrat, war die Nachtschwester. Sie kam jede Stunde um die Werte zu kontrollieren oder den Tropf zu wechseln. Ich lag ewig wach und konnte nicht einschlafen. Tränen liefen mir lautlos über das Gesicht und ab und zu schluchzte ich doch leise. Die Nachtschwester kam zurück und reichte mir eine Packung Taschentücher.

»Weinen Sie ruhig, das hilft. Sie müssen in nächster Zeit noch oft genug stark sein«, sagte sie leise und verließ das Zimmer. Hier lag ich nun, alleine bei meiner Tochter. Wie viel Zeit blieb mir noch mit ihr? Das waren meine letzten Gedanken, ehe ich erschöpft in einen unruhigen Schlaf fiel.

Kapitel 3

Die Nacht im Krankenhaus war schrecklich für mich und ich hatte kaum geschlafen. Nun war es sieben Uhr morgens und eine Krankenschwester gerade dabei, Paula zu waschen. Scheinbar waren die Medikamente gegen ihre Schmerzen so stark, dass sie selbst dadurch nicht richtig wach wurde. Ich schlich mich schnell hinaus, um John anzurufen, er hatte sich immer noch nicht bei mir gemeldet. Nach dem achten Klingeln nahm er endlich ab.

»Stark«, brummte er ins Telefon, anscheinend hatte ich ihn geweckt.

»John Stark, wo bist du und warum meldest du dich nicht?«, schimpfte ich gleich los, doch im selben Moment tat mir mein Verhalten schon wieder leid. Gerecht war das sicher nicht, das wusste ich auch, aber ich war völlig überfordert mit der Situation.

Die letzte Nacht hatte meine Kräfte aufgezehrt und ich wollte eigentlich nur noch, dass er zu mir kam und mich festhielt.

»Wo ich bin?«, motzte er zurück. »Wo bist du? Und wo ist Paula? Zwölf Anrufe von dir und wenn ich zurückrufe, drückst du mich weg? Ich komme nach Hause, um mit euch zu feiern und ihr seid verschwunden. Das hat mir echt den Abend verdorben.«

Ich holte tief Luft. Wie konnte er behaupten, dass ich ihm den Abend verdorben hätte? Dachte er, dass ich zum Spaß über Nacht weg war? Das hatte ich doch noch nie getan.

»Wir sind im Krankenhaus! Paula ist schwer krank und ich hätte dich gestern hier gebraucht! Ich musste mein Handy ausschalten, aber meine Mutter hat doch versucht, dich zu erreichen«, warf ich ihm vor. Ich hörte ihn schlucken.

»Fuck! Was hat sie? In welchem Krankenhaus? Santa Cruz Medical?«, fragte er kleinlaut. Ich bestätigte es.

»Ich komme sofort.«

Ich erklärte ihm noch, in welchem Zimmer wir waren und was er mir mitbringen sollte, danach legte ich auf. Dann eilte ich wieder zu Paula zurück, ich wollte sie keine Minute länger als nötig allein lassen.

Als ich das Zimmer wieder betrat, war sie endlich etwas wacher.

»Mommy, ich will nach Hause!«, jammerte meine arme Kleine kläglich. Schnell ging ich zu ihr und streichelte ihr über das Haar. Dabei besah ich mir das Bett etwas genauer und versuchte herauszufinden, wie ich die Gitter herunter lassen konnte. Als ich es endlich geschafft hatte, setzte ich mich vorsichtig auf den Rand des Bettes und legte ihren Kopf auf meinen Schoß. Ich musste mich sehr zusammenreißen, um nicht loszuweinen, aber für Paula musste ich stark sein.

»Soll ich dir etwas vorlesen, Engelchen?«, fragte ich daher. Ihr Lieblingsbuch war in der Tasche gewesen, die meine Mutter am Vortag mitgebracht hatte. An Bücher dachte sie immer. Paula und ich hatten ihre Liebe zum Lesen und zu Büchern geerbt. Aber selbst das wollte sie nicht.

»Mein Kopf tut so weh, Mommy. Hilf mir!«, bettelte sie stattdessen mit schmerzverzerrter Stimme. Mein Herz zog sich krampfhaft zusammen. Ich klingelte nach einer Krankenschwester, mehr konnte ich leider nicht tun. Meine Hilflosigkeit trieb mir die Tränen in die Augen. Ich beschloss, sie so schnell wie möglich operieren zu lassen, sollte es nötig sein. Mein Baby sollte sich nicht so quälen müssen.

Endlich ging die Tür auf und in der Hoffnung, eine Krankenschwester zu sehen, drehte ich schnell den Kopf zur Tür, doch es war nur John. Oh Gott, was dachte ich da nur? Ich versuchte zu lächeln, um ihm zu zeigen, wie froh ich war, dass er endlich hier war, aber es wurde eher eine Grimasse, als ein Lächeln. Mehr brachte ich jetzt einfach nicht zustande.

»Was ist passiert? Warum seid ihr hier?«, fragte John aufgebracht, noch ehe ich etwas sagen konnte. Warum war er denn nun sauer?

»Paula ist gestern umgekippt und war bewusstlos. Die Ärzte haben sie dann untersucht…«, versuchte ich, die Situation zu erklären.

»Ach, und mich musstest du davon nicht unterrichten?«, schrie er mich an. Ich bebte vor Zorn, versuchte aber, Paula zuliebe, ruhig zu bleiben. Sie war bei Johns Lautstärke schon zusammen gezuckt und weinte nun noch heftiger, als zuvor. Sah er denn gar nicht, was er ihr antat?

»Paula hat Schmerzen. Meinst du, es hilft ihr, wenn wir uns hier anschreien?«, sagte ich betont leise.

»Wenn sie schläft, können wir das vor der Tür klären.« Zum Glück ging jetzt wieder die Tür auf und die Krankenschwester kam endlich.

»Meine Tochter hat starke Kopfschmerzen«, erklärte ich ihr. Sie nickte und warf einen Blick auf das Krankenblatt.

»Ich gebe ihr gleich etwas«, sagte sie und verließ das Zimmer wieder.

John stand noch immer an der Tür, sagte aber nichts mehr im Moment. Ich wusste, wie sehr er Krankenhäuser hasste, aber hier ging es um unsere Tochter.

»Komm doch näher, sie braucht uns nun beide«, forderte ich ihn auf, doch er blieb unbewegt an der Tür stehen.

»John?«, versuchte ich es weiter. Da drehte er sich um und verließ einfach das Zimmer. Paula sah ihm weinend nach und ich war einfach fassungslos.

»Warum geht Daddy wieder? Er hat nicht einmal Hallo gesagt«, fragte sie traurig und ich sah, wie sie mit den Tränen kämpfte. Ich war hoffnungslos überfordert. Was sollte ich ihr darauf nur antworten? Schließlich wusste ich gerade selbst nicht, was in ihm vorging. Normalerweise war er immer so ein liebevoller und aufmerksamer Vater, doch

heute hatte er Paula kaum angesehen. Eine Antwort blieb mir aber erspart, da es kurz an der Tür klopfte und ein Arzt eintrat.

»Mrs. Stone?«, fragte er. »Haben Sie sich schon darüber Gedanken gemacht, ob Sie einer Verlegung zustimmen? Wir würden Ihre Tochter am liebsten sofort nach Los Angeles verlegen lassen. Die Ärzte dort wissen schon Bescheid und haben auch ein Bett für sie frei. Die Untersuchungen könnten dann bereits morgen früh starten und wenn es nötig ist, kann sie dort auch gleich operiert werden. Sie sollten nicht zu lange warten, damit die Kleine sich nicht unnötig quälen muss. Wir brauchen nur noch die Unterschriften von Ihnen und Ihrem Mann.« Ich schluckte, wo war nur John?

»Ich unterschreibe sofort und mein Mann müsste auch gleich kommen«, log ich. Ich hoffte, dass er wenigstens noch vor der Tür war.

»Am besten gehe ich eben kurz raus und rufe ihn an.«

Ich gab Paula noch einen Kuss und legte ihren Kopf dann vorsichtig auf das Kissen.

»Ich bin gleich wieder bei dir, Engelchen. Ich schaue nur schnell, wo Daddy ist«, flüsterte ich ihr zu und streichelte noch einmal sanft über ihr Haar, dann stand ich schnell auf und verließ das Zimmer. John war nicht auf dem Gang und auch nicht im Wartebereich, deshalb eilte ich nach draußen. Ich wollte meine Kleine nicht länger als unbedingt nötig allein lassen und endlich fand ich ihn auf dem Parkplatz an sein Auto gelehnt.

Er hatte den Kopf gesenkt und rauchte. Ich war so sauer auf ihn, dass ich ihn am liebsten geschüttelt hätte.

»John!«, zischte ich ihn regelrecht an. »Was soll der Scheiß? Unsere Tochter liegt da drin und ist schwer krank und du bist erst nicht zu erreichen und meckerst mich dann an, dass ich mich nicht gemeldet hätte? Weißt du eigentlich,

wie oft ich gestern versucht habe, dich anzurufen? Und als mir das Telefonieren im Krankenhaus verboten wurde, hat meine Mutter es weiter versucht. Und jetzt kommst du da mit rein und unterschreibst, damit Paula nach Los Angeles verlegt werden kann. Sie soll dort morgen weiter untersucht werden um zu sehen, ob sie operiert werden muss.« Völlig verständnislos starrte er mich an.

»Op…operiert?«, stotterte er.

»Ja, sie hat vielleicht einen Hirntumor«, schluchzte ich. Ich brauchte jetzt alle Kraft für Paula und konnte nicht noch welche in einen Streit mit John stecken.

»Nun komm bitte, Paula braucht uns.«

»Keine Vorwürfe mehr?«, fragte er und meine Wut kochte wieder hoch. Machte er sich das nicht gerade etwas einfach? Aber in seinem Blick sah ich die Angst, um das Leben unserer Tochter, er konnte einfach nicht mit der Situation umgehen. Streiten konnten wir später, jetzt mussten wir schnellstmöglich wieder zu Paula und alles dafür tun, dass unserer Tochter geholfen wurde.

Ich schluckte meine Wut herunter und ging in Richtung der Tür.

»Komm bitte«, forderte ich ihn auf und wünschte mir nichts mehr, als dass er mich einfach in den Arm genommen hätte. Aber das tat er nicht. Fast widerwillig folgte er mir und vermied dabei jeglichen Körperkontakt. In Paulas Zimmer trafen wir die Schwester von vorhin wieder, sie verabreichte Paula gerade ein Schmerzmittel.

»Doktor Taylor ist in seinem Büro und erwartet Sie. Zimmer 402, das ist die zweite Tür rechts im Flur«, teilte sie uns mit. Wir eilten zu besagtem Büro und dann ging alles ganz schnell.

Als die Papiere fertig waren, beschlossen wir, dass ich mit Paula per Krankentransport fahren würde, während John die Sachen für uns einpacken und dann hinterherfahren würde.

Er würde uns ein Zimmer in der Nähe der Klinik suchen, da wir nicht beide rund um die Uhr bei ihr bleiben konnten.

Keine zehn Minuten nachdem wir das Arztzimmer verlassen hatten, wurde Paula auf eine Trage geschnallt und zu einem wartenden Krankenwagen gerollt. Mir machte diese Geschwindigkeit Angst, wenn es alle so eilig hatten, war es wahrscheinlich noch schlimmer, als ich befürchtete. Wenigstens bekam sie von dem Transport nicht viel mit. Sie hatte starke Schmerzmittel bekommen, weil sie nur noch vor Kopfschmerzen gewimmert hatte. Die komplette Fahrt im Krankenwagen verschlief sie. Mein Baby tat mir so leid und die Hilflosigkeit machte mich wahnsinnig. Ich konnte nichts tun, außer ihre Hand halten und sie beruhigen, wenn sie weinte, ihre Schmerzen konnte ich ihr nicht nehmen. Während der Fahrt liefen mir immer wieder lautlose Tränen über das Gesicht. Gestern Morgen war sie noch gesund gewesen und jetzt? Ich verstand noch immer nicht, wie das so schnell gehen konnte.

In Los Angeles wurde Paula in ein Zimmer mit drei anderen Kindern gelegt, denen es allen ganz gut zu gehen schien. Das hatte den Nachteil, dass es ziemlich laut in diesem Zimmer war und meine arme Kleine wimmerte immer wieder vor Schmerzen. Ich bat die anderen Kinder mehrmals, doch bitte etwas ruhiger zu sein, aber es hielt immer nur wenige Minuten an, bevor es wieder laut wurde. John kam bald darauf und wir gingen ins Büro des zuständigen Arztes um die letzten Papiere für die Untersuchungen zu unterschreiben.

Die nächsten zwei Tage waren unheimlich nervenaufreibend. Paula musste zu unzähligen Untersuchungen und mir schwirrte der Kopf wenn ich an MRT, CT, EEG und die ganzen anderen Untersuchungen dachte, die bei ihr gemacht wurden. Zum Glück konnte ich wenigstens die meiste Zeit bei Paula bleiben. Darüber war

ich wirklich froh, auch wenn es erschreckend war, wie sie aussah. Da sie nicht essen mochte und sich wegen der starken Schmerzen oft übergeben musste, sah man jetzt schon, dass sie abgenommen hatte. Außerdem war sie so blass wie noch nie in ihrem Leben. John ertrug das alles kaum und blieb immer nur kurz bei uns im Krankenhaus. Angeblich hatte er keine Zeit, weil er arbeiten musste, aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass er in dieser Situation kreativ sein konnte.

Irgendwann stand das schreckliche Ergebnis fest, vor dem wir uns gefürchtet hatten. Paula hatte wirklich einen Tumor und sollte so schnell wie möglich operiert werden. John und ich saßen in einem Büro und der Arzt, seinen Namen hatte ich völlig vergessen, klärte uns zunächst über den Ablauf der morgigen Operation auf. Er rechnete damit, dass diese mindestens vier bis fünf Stunden dauern würde und anschließend müsste Paula noch einige Tage auf der Intensivstation bleiben. Der Arzt verabschiedete sich von uns, nachdem er mir erklärt hatte, dass ich diese Nacht nicht bei Paula bleiben konnte. John kam nur noch kurz mit in Paulas Zimmer, ehe er auch schon wieder aus dem Krankenhaus verschwand.

»Ich kümmere mich um ein größeres Zimmer für uns, meins ist zu klein für uns beide«, sagte er nur noch, bevor die Tür hinter ihm ins Schloss fiel. Das Geräusch ließ Paula wieder wimmern und ich musste mich sehr zusammenreißen, um nicht mit zu weinen. Vor ein paar Tagen war unsere Welt noch in Ordnung gewesen und nun saß ich hier; meine Tochter hatte große Schmerzen und mein Mann hatte nichts Besseres zu tun, als ständig zu verschwinden.

Paula schlief dann zum Glück, trotz der anderen Kinder bald ein und eine Schwester betrat das Zimmer, um ihr

noch etwas zu spritzen, und die anderen Kinder zum Schlafen aufzufordern, es war schon nach zwanzig Uhr.

»Mrs. Stone«, sagte sie dann. »Am besten gehen Sie jetzt auch und ruhen sich aus, morgen wird ein harter Tag für Sie werden. Die Operation ist um neun Uhr angesetzt, doch Sie können ab sieben Uhr wieder kommen und bei Ihrer Tochter bleiben, bis sie in den OP gefahren wird. Ich habe ihr jetzt ein Beruhigungsmittel gegeben, damit sie in der Nacht gut schläft.« Ihre Worte waren zwar freundlich, aber ihr Ton klang eher nach: ›*Nun gehen* S*ie endlich und lassen uns unsere Arbeit machen*, *Sie stören hier nur.*‹

Ich gab Paula noch einen Kuss und verließ dann leise das Krankenzimmer. Es fiel mir unglaublich schwer, mein Baby hier alleine zu lassen. Als ich vor der Tür angekommen war, rief ich erst einmal John an.

»Stark«, meldete er sich.

»John, könntest du mir sagen, wo du ein Zimmer bekommen hast? Ich wurde mehr oder weniger rausgeschmissen«, erklärte ich ihm.

»Warte vorm Krankenhaus, ich hole dich ab«, antwortete er und hatte schon aufgelegt. Sein Verhalten heute verstand ich absolut nicht, so kannte ich meinen liebevollen Chaoten gar nicht. Ich hatte große Angst, dass er mich am nächsten Tag wieder mit allem alleine lassen würde und beschloss noch an diesem Abend mit ihm zu reden.

Kapitel 4

Es dauerte fünfzehn endlose Minuten nach meinem Anruf bei John, bis er endlich kam, dabei hatte er doch gesagt, dass er ein Zimmer gefunden hatte, das nur zwei Minuten von hier entfernt läge. Ich stieg wortlos zu ihm ins Auto, körperlich und vor allem seelisch viel zu kaputt, um jetzt gleich mit ihm zu streiten. Eigentlich wollte ich nur noch, dass er mich einfach festhielt und mir versprach, dass alles wieder gut werden würde. Aber er sagte erst einmal gar nichts, sondern fuhr, ebenfalls schweigend, zu einer Pension ein paar Blocks vom Krankenhaus entfernt.

Immer noch, ohne etwas zu sagen, führte er mich an der Rezeption vorbei und in unser Zimmer. Dort setzte er sich auf das Bett und ließ den Kopf hängen. Sollte es nun so weiter gehen damit**,** dass wir uns einfach anschwiegen? Sonst redeten wir immer über alles, aber nun, da wir beide mit den Nerven am Ende waren, fiel uns das Reden auf einmal schwer. John war schließlich der Erste, der das Schweigen brach.

»Ich halte das nicht aus, Schatz«, erklärte er mit Tränen in den Augen.

»Paula so zu sehen, dann dieser Geruch im Krankenhaus…«, seine Stimme brach ab und nun weinte er wirklich. Ich hatte John bisher nur ein einziges Mal weinen gesehen und das war, als er vom Tod seiner Oma erfahren hatte, an der er sehr gehangen hatte. Sie war an Krebs erkrankt und hatte sehr leiden müssen, am Ende war ihr Tod nur noch eine Erlösung für sie gewesen. Monatelang hatte sie immer wieder im Krankenhaus gelegen und es war ein Sterben auf Raten gewesen. Seitdem hatte er große Probleme damit, ein Krankenhaus auch nur zu betreten.

»Es tut mir leid, dass ich dich damit die letzten Tage so alleine gelassen habe. Kannst du mir verzeihen? Ich halte es nicht aus, sie so zu sehen.« Flehentlich sah er mich an,

seine Augen baten mich um Vergebung und ich warf mich einfach nur noch in seine Arme. Lange Zeit weinten wir beide, aber wenigstens war ich nicht mehr alleine mit meinem Schmerz. Er fühlte sich ebenso hilflos wie ich, wir hatten nur unterschiedliche Arten, damit umzugehen. Zusammen legten wir uns aufs Bett und ich kuschelte mich ganz eng an ihn. Endlich hielt er mich, endlich hatte ich eine Stütze und musste nicht alleine stark sein, sondern konnte schwach sein und mich gehen lassen. Den ganzen Tag hatte ich für Paula stark sein müssen. Jetzt konnte ich nicht mehr.

Langsam wurden unsere Tränen weniger und wir hielten uns einfach ganz fest, ohne etwas zu sagen. Ich sah ihm in die Augen und wischte vorsichtig seine letzten Tränen mit meinem Zeigefinger weg. Ganz sanft küsste ich ihn auf den Mund, ich brauchte jetzt unbedingt seine Nähe und Zuneigung. Auch er küsste mich jetzt und strich mir zärtlich mit der Zunge über die Unterlippe, liebkoste sie und biss kurz darauf leicht zu, ehe er wieder sanft darüber leckte. Mir entwich ein Stöhnen und dabei öffneten sich meine Lippen. Sofort war er mit seiner Zunge in meinem Mund und begann mit meiner Zunge zu spielen.

John wollte mehr, aber das konnte ich jetzt nicht. Ich konnte nicht mit meinem Mann schlafen, während ich in Gedanken bei Paula war, er sollte mich einfach nur festhalten. Damit ich auf andere Gedanken kam, erzählte er mir von dem Deal, den er mit B&B abgeschlossen hatte. Er war so stolz darauf und wollte Pläne mit mir machen, wie wir das angehen konnten.

»John, lass uns darüber reden, wenn Paula die OP überstanden hat. Ich habe den Kopf jetzt einfach nicht frei.«

John war beleidigt, aber das konnte ich nicht ändern. Die Sorge um Paula war zu groß, um mich über den Vertrag, den er abgeschlossen hatte, zu freuen, deshalb würgte ich das Thema ziemlich schnell ab. Solange unsere Tochter so krank

war, konnte ich sowieso nicht daran arbeiten. Im Moment war sie das Einzige, das zählte. Obwohl ich wusste, dass er mindestens genauso unter der Situation litt wie ich, konnte ich nicht verhindern, dass ich mich über sein Verhalten ärgerte. Er hatte zwar Probleme mit Krankenhäusern und das respektierte ich, aber hier ging es nun mal um unsere Tochter. Konnte er nicht einmal für sie über seinen Schatten springen?

Ich wollte mich nicht gleich wieder mit ihm streiten, also verschwand ich schnell im Bad, um zu duschen. John folgte mir nicht, wie er es sonst oft tat und darüber war ich froh. Im Moment war einfach alles anders als sonst. Wir befanden uns im Ausnahmezustand. Es fühlte sich so falsch an hier zu sein, während Paula im Krankenhaus lag, aber mir blieb nichts anderes übrig. Jetzt war es erst zweiundzwanzig Uhr, noch neun Stunden ehe ich wieder bei Paula sein durfte und noch elf Stunden bis zur Operation.

Als ich wieder ins Zimmer kam, lag John quer auf dem Bett und schlief. Ich versuchte, ihn etwas zur Seite zu schieben, was mir aber nicht gelang. Deshalb nahm ich mein Handy aus der Handtasche und stellte den Wecker auf fünf Uhr dreißig, nur um nicht zu verschlafen. Danach versuchte ich noch einmal John zur Seite zu schieben, was mir aber wieder nicht gelang. Also zerrte ich die Decke mühsam unter ihm hervor und legte mich, so gut es eben ging, neben ihn und breitete die Decke über uns beiden aus. Viel Platz blieb mir nicht und besonders bequem war es auch nicht, so an der Kante des Bettes zu liegen, aber im Moment war es mir egal. Meine Gedanken kreisten sowieso nur um Paula. Sie musste die Operation einfach gut überstehen und danach wieder unser kleiner Wirbelwind sein. An die Risiken, die der Arzt uns aufgezählt hatte, durfte ich gar nicht erst denken: Tod – Koma – bleibende

Hirnschäden, die eine geistige Behinderung, Taubheit oder auch Blindheit zur Folge haben könnten …

Ich setzte mich auf und versuchte, die Gedanken aus meinem Kopf zu bekommen.

»Nein!«, schrie ich fast, um sie zu vertreiben. John grunzte und drehte sich etwas zur Seite. Nun wäre mehr Platz im Bett für mich gewesen, aber ich konnte sowieso nicht schlafen, deshalb setzte ich mich in den Sessel und schaltete den Fernseher an. Was für ein Mist nachts im Fernsehen lief. Ich zappte durch die Programme und konnte nur immer wieder den Kopf schütteln. Bei Krankenhausserien schaltete ich noch etwas schneller um als sonst, die ertrug ich heute gar nicht. Schließlich blieb ich bei einer Naturdokumentation über Pumas hängen. Was für schöne Tiere es doch waren. Mein Blick wanderte zur Uhr. Es war kurz vor Mitternacht, noch sieben Stunden, bis ich wieder zu Paula durfte. John schnarchte mittlerweile leise vor sich hin und eigentlich sollte ich auch schlafen, allerdings wollte mich die Müdigkeit noch immer nicht übermannen, also zappte ich weiter … und blieb irgendwann an der nächsten Dokumentation hängen, diesmal über Braunbären und wie gut die Bärenmutter ihr Junges beschützte. Ich seufzte, schaltete den Fernseher ab und legte mich wieder hin. Noch sechs Stunden …

Irgendwann war ich wohl doch noch eingeschlafen, denn das Klingeln des Weckers riss mich aus furchtbaren Träumen, in denen ich an Paulas Grab stand. Tränen liefen mir über die Wangen.

Nachdem wir kurz geduscht und uns angezogen hatten, fuhren wir viel zu früh ins Krankenhaus.

Während der Fahrt sprachen John und ich mal wieder kein Wort miteinander. Sollte das jetzt etwa zur Gewohnheit werden? Unser ganzes Leben war auf den Kopf gestellt worden und nichts war mehr so, wie es sein sollte. Jeder

hing seinen eigenen Gedanken nach. Meine kreisten nur darum, dass ich Paulas Leben gleich in die Hände der Chirurgen legen musste. War es wirklich die einzige Möglichkeit, die wir hatten, um ihr helfen zu können? Sie war bisher noch nie krank gewesen und jetzt würde sie vielleicht sterben. Nein! Daran durfte ich erst gar nicht denken. Unser Sonnenschein musste einfach wieder gesund werden.

Mein Handy klingelte und riss mich aus meinen Gedanken.

»Stone?«, meldete ich mich.

»Maddie, ich bin es, Mom. Gibt es etwas Neues? John hat gestern angerufen und gesagt, dass Paula heute operiert wird«, sagte meine Mutter. Siedend heiß fiel mir ein, dass ich völlig vergessen hatte, mich bei ihr zu melden. Gut, dass John wenigstens das getan hatte. Dankbar lächelte ich ihn an. Ich erzählte ihr, wann die Operation sein würde und sie versprach mir am Nachmittag, zusammen mit Johns Mutter, nach Los Angeles zu kommen.

»Matthew habe ich auch angerufen, er nimmt den nächstmöglichen Flug und kommt dann direkt ins Krankenhaus«, erzählte sie mir. Krampfhaft versuchte ich, die Tränen zurückzuhalten. Wie hatte ich meine Familie vergessen können? Ich hatte überhaupt nicht daran gedacht, meinen Dad anzurufen. Als ich schluchzte, beruhigte Mom mich.

»Ganz ruhig Schatz, wir verstehen alle, dass du nun nur an Paula denken kannst. Keiner ist dir böse!« Wir beendeten das Gespräch, da John auf dem Parkplatz des Krankenhauses hielt.

Wir gingen gleich in Paulas Zimmer. Eine Schwester war gerade bei ihr und hatte ihr schon ein OP-Hemdchen angezogen.

»Guten Morgen«, begrüßte sie uns und lächelte uns aufmunternd zu.

»Morgen«, antwortete John einsilbig, wahrscheinlich dachte er genau dasselbe wie ich. Dieser Morgen war alles andere als gut! Wir setzten uns rechts und links von Paula auf die Bettkante und hielten sie einfach fest. Am liebsten wäre ich für immer so sitzen geblieben, Arm in Arm mit John und Paula in der Mitte, als könnten wir sie vor allem Bösen beschützen. Aber das konnten wir nicht. Schneller als uns lieb war, kam die Krankenschwester wieder, verabreichte Paula ein Beruhigungsmittel und legte ihr die Zugänge für die Operation.

»Ich lasse Sie noch etwas alleine und komme dann mit einer Kollegin wieder, um Ihre Tochter in den OP zu bringen. Sie wird gleich müde werden und vielleicht sogar einschlafen«, erklärte sie uns ruhig und verließ das Krankenzimmer. Die anderen Kinder waren heute auch ruhiger als gestern und störten uns in den letzten Minuten, die wir vor der Operation mit Paula hatten, nicht. Dass es vielleicht die letzten Minuten mit ihr, in unserem Leben sein könnten … daran versuchte ich nicht zu denken.

Viel zu früh war es so weit und zwei Krankenschwestern kamen, um Paula zu holen. Ich gab ihr noch einen Kuss.

»Wenn du aufwachst, bin ich da, Süße. Alles wird gut. Ich liebe dich«, verabschiedete ich mich von ihr. John gab ihr nur einen Kuss, sagte aber nichts. Wir liefen bis zum Operationssaal hinter dem Bett her.

»Hier können Sie nicht mehr mit rein«, sagte die eine Schwester dann.

»Gehen Sie bitte in das Wartezimmer, Sie werden informiert, sowie Ihre Tochter aus dem OP kommt.« Wir küssten unsere Kleine, die nicht mehr viel mitbekam und fast schon schlief noch ein letztes Mal, dann fiel die schwere Metalltür hallend hinter ihnen ins Schloss. Dieses Geräusch würde ich nie wieder in meinem Leben vergessen können. Am liebsten hätte ich die Tür aufgerissen und Paula dort

wieder herausgeholt. Ein beklemmendes Gefühl beschlich mich. Würde ich mein Engelchen je wieder sehen und wenn ja, würde sie dann wieder die Alte sein?

Nachdem ich die Tür wohl einige Minuten lang angestarrt hatte, nahm John meine Hand und führte mich wortlos zum Wartebereich. Hier in Los Angeles war das kein abgeschlossener Raum, sondern einfach eine Ecke am Ende des Flures, von dem der Operationssaal abging. Dort standen drei grüne Bänke und ein Kaffeeautomat, das war alles. Über dem Kaffeeautomaten hing eine überdimensionale Uhr, die laut tickte. Tick Tack, Tick Tack, Tick Tack. Das Geräusch machte mich schon nach wenigen Minuten verrückt. John hielt es jetzt schon nicht mehr aus, aber das kannte ich ja von ihm.

»Ich gehe eine Zigarette rauchen«, murmelte er und verließ den Wartebereich in schnellen Schritten, ohne auf eine Antwort von mir zu warten. Ich sah ihm nach und hoffte, dass er mich nicht lange alleine lassen würde. Ich setzte mich auf eine der Bänke, zog die Füße hoch und umklammerte meine Knie. Dieses Warten war die Hölle, still liefen mir die Tränen über das Gesicht.

Tick Tack, Tick Tack. Quälend langsam schlichen die Minuten dahin und John war immer noch nicht wieder gekommen. Ob ich wohl mal nachsehen sollte, wo er war? Doch er war erwachsen, und würde schon nicht verloren gehen. Aber Paula war hinter der grauen Metalltür auf diesem Flur, ich konnte hier nicht weg. Allerdings konnte ich auch nicht mehr still sitzen und fing deshalb an, den Flur hoch und runter zu wandern. Ein weiteres Bett wurde herangefahren und zwei Schwestern verschwanden mit dem nächsten Patienten, einem älteren Mann, im OP Bereich, dort mussten wohl mehrere Operationssäle sein. Die Schwestern kamen nach einiger Zeit miteinander redend und lachend wieder heraus, für sie war es einfach ein ganz